



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Die Aufklärung und das Christenthum.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Aufklärung und das Christenthum.

Armut und Christenthum. Bilder und Winke zum christlichen Communismus und Socialismus. Von Dr. Heinrich Merz, Diakonus. Stuttgart und Tübingen. Gotta. 1849.

Unsere Zeit und die innere Mission. Fünf Vorträge von Karl Braune, Pfarrer in Zwethau. Leipzig, Vogel. 1850.

Die Naturwissenschaft in ihrem Verhältniß zur Dichtkunst und Religion. Von Hans Chr. Derstedt. (Ein Supplement zu: Der Geist in der Natur.) Deutsch von Prof. Kannegießer, mit einem Vorwort von B. L. Möller. Leipzig, Lorch. 1850.

Das Buch Jesu, oder das Leben Jesu von Nazareth im Lichte der neuesten wissenschaftlichen Forschungen dargestellt für die Gebildeten des deutschen Volks, von Dr. Carl Krane. Kassel, Gotop. 1850.

Die Grenzboten haben in dem laufenden Jahre mehrfach Gelegenheit genommen, gegen die supranaturalistischen Hilfstruppen, durch welche unsere Reaction sich Bahn zu brechen und die verlorenen Stellungen wieder zu erkämpfen sucht, zu Felde zu ziehen. Wie nöthig das geworden ist, lehrt jeder Blick in das erste beste Zeitungsblatt. Zwar ist der Supranaturalismus heute nicht mehr eine ursprüngliche, sich selber tragende Kraft, er ist fast nichts als ein Ausdruck spießbürgerlicher Furcht, Furcht vor der Revolution, die wie ein Alp auf den Gewissen unserer Kleinstädter drückt, und deren Gespenst überall aufsteht, wo irgend einmal das weltliche Wesen sich in der Form der Leidenschaft geltend macht, aber er ist darum nicht minder schädlich.

Der Supranaturalismus ist der schlimmste, ja der einzige principielle Feind der Wissenschaft, der Kunst, des Staates und der Gesellschaft: der Wissenschaft, denn er leugnet die Geltung der Naturgesetze, die Autonomie der Vernunft, die Wahrheit der sinnlichen Anschauung; der Kunst, denn er unterwühlt die beiden Ecksteine derselben, sinnliche Klarheit und geistige Freiheit; des Staates, denn er macht ihn einem außerhalb liegenden Zweck unterthan; der Gesellschaft, denn er lockert die Bande, die den Einen an den Andern knüpfen, indem er das Herz jedes Einzelnen vollständig für sich in Anspruch nimmt.

Die Wissenschaft hat verhältnißmäßig am wenigsten zu fürchten. Seit der Zeit, wo Galilei die Bewegung der Erde abschwören mußte, weil es frech und unehrerbietig war, mehr von der Astronomie verstehen zu wollen, als der Richter Josua, hat sich Vieles geändert. Seit zwei Jahrhunderten hat die Naturwissenschaft so großartige Eroberungen gemacht, daß weder äußere noch innere Feinde sie daraus mehr verdrängen können. Die Bannstrahlen der Kirche zünden nicht mehr, und das gesammte Naturgebiet ist so klar und durchsichtig geworden, daß

ein paar Duzend Mystiker und Theosophen nicht mehr im Stande sein werden, ihre trüben Gaukelspiele der Welt als Wunder vorzuführen. Jene Ueberzeugung, auf der nicht nur die Physik, sondern alle Wissenschaft überhaupt beruht: daß  $2 \times 2 = 4$ , und nicht unter Umständen, nach höhern Rathschlüssen, zum Frommen dieses oder jenes Heiligen auf einmal  $= 5$  sein könne, ist so sehr Gemeingut der gebildeten Welt geworden, daß sämtliche Kanzelredner der Welt sie nicht mehr erschüttern können.

Viel bedenklicher steht es in der sittlichen Welt aus. Jene Romantik, die zuerst in die heitere Welt der Kunst die gespenstigen Nebelbilder einer trüben Phantasie eingeführt hat, und nun auch den Staat und die Gesellschaft in ihr Spinnwebgewebe zu verstricken sucht, ist nichts anders, als der verfeinerte, gezierte Ausdruck jenes Supranaturalismus, der die Welt in zwei verschiedene Naturen trennt, von denen die eine die andere nicht versteht, die nur durch äußern Zauber mit einander in Berührung stehen. Diesem Wesen, nicht seinem einfältigen Ausdruck gilt unser beständige Kampf gegen die Romantik, gegen den Aberglauben an ein Doppelleben im Kosmos, an eine übernatürliche Welt des Geistes, die zu einem Reich der Schatten, und an eine seelenlose Natur, die zu einem Chaos aus Schmutz und Stein herabsinkt. — Nur dieser Supranaturalismus ist es, den wir meinen, wenn wir gegen das Christenthum polemisiren, das allerdings in seiner orthodoxen Form der verschiedenste Ausdruck ist für die unbedingte Entzweiung der Welt.

Die Nachwehen der Revolution — wie alle Nachwehen eines bösen Rausesches — erzeugen in der Phantasie verworrene, trübe, unheimliche Bilder. In solchen Zeiten ist der Verstand müde, langsam und unsicher; er muß sich ernstlich zusammennehmen, um bei sich selbst zu bleiben.

Wir haben es hier nur mit einzelnen Symptomen des Kampfes zu thun, der nach den verschiedensten Seiten überspringt, den man aber stets von seinem Centrum aus betrachten muß, wenn man ihn verstehen will. —

Die beiden ersten Schriften beschäftigen sich mit dem neuesten praktischen Versuch der Kirche, sich an die Stelle des Staats und der weltlichen Gesellschaft zu setzen: mit der innern Mission. Sie rühren von zwei Pastoren her, die beide in gutem Glauben an ihr Werk gehen. Für unsere Bildung, die an den alten Sprachen und den Naturwissenschaften geschult ist, hat die Lectüre solcher geistlicher Schriften etwas Unerquickliches. Die Griechen und Römer sagen, was sie sagen wollen, klar, bestimmt, in einer logischen Folge, und sie sagen nur das, was zur Sache gehört; und die Naturwissenschaften gewöhnen uns daran, nur das hinzunehmen, was man uns beweist. Die geistlichen Herren, wenn sie sich in ihren Mußestunden mit der Wissenschaft beschäftigen, thun es nicht aus objectivem, geschlossenem Interesse, sie haben, wo es nicht geradezu Dilettantismus ist, stets ihren heiligen Zweck vor Augen; sie saugen, wie die Biene, nur die Süßigkeit aus den Blumen, das Gift lassen sie darin. Außerdem sind sie durch ihren

Beruf auf Redefiguren gewiesen, sie können die einfachsten Dinge nicht ohne eine gewisse Salbung, Begeisterung und ein wenig Declamation aussprechen, und was wir Dialektik nennen, ist ihnen völlig fremd, denn dem Prediger darf man nicht widersprechen. Ihre Dialektik beschränkt sich auf das Einüben des Katechismus, und sie sind nur zu geneigt, das gesammte Publicum für unerfahrene Kinder anzusehen, die catechisirt werden müssen. Es geht ihnen dabei häufig wie den Damen, die sich mit der Literatur abgeben, und die bei dem Mangel einer schulmäßigen Bildung, was ihnen neu ist, für etwas überhaupt Neues halten. Ein beständiges Abspringen von einem Gedanken auf den andern, Bilder und Gleichnisse, wo man eine Definition, Erbaulichkeit, wo man eine bestimmte Auseinandersetzung erwartet, fragmentarische Kenntniß, wo nur ein gründliches Studium ausreicht, und dabei eine beständige Coquetterie mit seinem eignen Geist, den man nur aus Demuth versteckt — das alles macht einen sehr peinlichen Eindruck.

Was soll man z. B. dazu sagen, wenn Pastor Braune sich folgendermaßen über seine Aufgabe ausspricht: „Fragen Sie nicht: Nun was ist die innere Mission? Auf Erklärungen, Beschreibungen, Auseinandersetzungen, und diese müßten, wenn sie durchsichtig sein sollten, weilläufig, lang gezogen sein, kann ich mich nicht einlassen; ich würde Sie nur ermüden. Ich will nicht einmal von der innern Mission über sie sprechen. Darum werde ich nicht, selbst wenn ich es vermöchte, die Donner des brausenden Niagarafalls und das liebliche Rauschen in des Waldes Wipfeln am schwülen Sommertage in meiner Rede in einander arbeiten, oder zuckende Blitze aus der Feuersäule eines Vulcans mit den zerbrochenen Strahlen des Mondenlichtes im zitternden See zusammenweben, die Einen zu schrecken, Andere zu locken. Der allereinfachsten Rede will ich mich befleißigen“ u. s. w. — Später: „Sollte ich sagen, was innere Mission sei? so müßte ich von der Herrlichkeit des Menschen, vom Reichthum menschlicher Kräfte, von der Schönheit der — mich schmerzt's, daß wir ein fremdes Wort dafür in unsere Sprache aufgenommen haben; es wäre nicht nöthig gewesen; aber es ist nun einmal so — von der Schönheit der Humanität reden, und dann sagen: innere Mission vertritt mit großer Treue Mutterstelle an der Menschheit.“ — Wissen wir nun, was innere Mission ist? — Nein, aber wir empfinden, daß Pastor Braune sehr poetisch und geistvoll sein könnte, wenn er es nur wollte, wenn er nicht aus Demuth einfach wäre. Leider kann diese Einfachheit keinen Augenblick die Poesie der Niagarafälle und der schwülen Sommertage vergessen — naturam expellas furca, tamen usque recurrit — und leider ist das angeblich Thatsächliche, die „einfachen Zahlen“ noch von viel geringerem Werth, als diese Kanzel-Dithyramben. Pastor Braune kommt es nämlich darauf an, nachzuweisen, daß die Welt wenigstens im gegenwärtigen Augenblick ein vollständiger Höllenpflanz ist, aus Diebsherbergen, Bordellen, Mordspelunken und, was schlimmer ist als alles das, aus demokratischen Kneipen zusammengesetzt. Unter Demokratie versteht der gute

Pastor den gesammten Liberalismus, und um seiner frommen Gemeinde ein Bild von der Nachlosigkeit dieser Partei zu geben, excerpirt er einige von den wahnsinnigen Pamphleten des durch und durch verrückten Karl Heinzen und einiger ähnlicher Tollhauscandidaten, bis er zu dem glücklichen Resultat kommt, der Zeitgeist sei entschlossen, die Guillotine und den Dorsch zur Tagesordnung zu machen, und die Welt müsse in den nächsten Tagen untergehen, wenn die Kirche nicht mit einem Radicalmittel eingriffe. Dieses Mittel sei gefunden in der innern Mission.

Wir lassen damit den Pastor Braune, der offenbar von Allem, was er behauptet, selbst herzlichlich überzeugt ist, bei Seite. Der Inhalt seines Buchs enthält nichts anders, als was wir von dem Diakonus Merz lernen können, der zwar die allgemeinen charakteristischen Eigenschaften eines geistlichen Schriftstellers mit ihm theilt, an Verstand und Bildung ihm aber bei weitem überlegen ist.

Was ist nun eigentlich jene innere Mission? die vollständig auszudrücken die Bilder vom Niagarafall und dem Rauschen in des Waldes Wipfeln unzureichend sind. — Nichts mehr und nichts weniger als die Privatwohlthätigkeit; das Neue daran ist nur, daß sie jetzt für den Staat und das gesellschaftliche Leben die Hauptsache ausmachen soll. Daß die Privatwohlthätigkeit, namentlich in katholischen Ländern, wo die Bettelrei von einem nicht geringen Theil des heiligen Standes geradezu als Tugendpflicht aufgestellt ist, durch die christliche Gesinnung sehr gefördert wird, liegt auf der Hand; sie geradezu aus dem Christenthum herzuleiten, würde schon gewagter sein, da der Islam sie noch in höherem Grade ausübt, allein auch dafür ließe sich Manches sagen, wenn man unter christlicher Gesinnung nur den Gegensatz der heidnischen versteht; aber zu arg ist es, wenn man sie in unserer Zeit, wo jener gute, unheidnische Geist des Christenthums die Substanz des Zeitgeistes überhaupt ausmacht, auf die specifisch christliche Gesinnung, d. h. auf das rechtgläubige Bekenntniß beschränken will. Die Verächtlichkeit jenes Almosengebens nach dem alten Legendenzuschnitt, wo eine christliche Gräfin mit einem Gefolge Körbe tragender Mädchen unter einen Haufen knieender Bettler tritt, und nun rechts und links Geldstücke und Brode austheilt, fühlt jetzt jedes Kind; daß aber jene Hilfe, die sich nicht auf eine augenblickliche Gabe beschränkt, sondern in das Innere der Verhältnisse eindringt und das Uebel an der Wurzel angreift, nicht blos von den Stammgästen der Bethäuser und Conventikel ausgeübt wird, davon kann sich Jeder überzeugen, der einmal z. B. das innige, liebevolle Verhältniß in einem Institut, wie dem Berliner Johannes-Berein mit angesehen hat. Die aufopfernde Thätigkeit jener Männer, die wahrhaftig von keiner kirchlichen Gesinnung getragen wurden, um ihre Mitmenschen auf eine höhere Stufe der Cultur und des Glückes zu erheben, hatte etwas Erhebendes. Es soll der Kirche an ihrem Ruhm, im Mittelalter der vornehmste Träger der Humanität gegen die Barbarei der deutschen Eroberer gewesen zu sein, nichts entzogen werden; es ist aber eine Thorheit, diesen Ruhm auf die

neuere Zeit auszudehnen, wo die Milderung der Strafen, die Besserung der Gefängnisse u. s. w. gerade von der unkirchlichen Philosophie angestrebt, von der kirchlichen Gesinnung nicht selten als eine Nachgiebigkeit gegen die Sünde angefochten wird.

Indeß wie dem auch sei, der Kirche bleibt immer die Ehre, an dem Werke der Humanität wenigstens Theil zu nehmen, wenn sie auch nicht mehr deren einziger Träger ist. Wir wollen auch nicht viel Gewicht darauf legen, daß sie in ihrer Auswahl mitunter andere Rücksichten, als die der Humanität zu Grunde legt, daß sie den Eindruck ihrer Gaben mitunter durch zudringliche Einmischung in Herzensangelegenheiten verkümmert. Aber das Schlimme bei dieser innern Mission ist, daß sie die Ausnahme zur Regel machen, daß sie, um das *particulaire* Leiden zu heben, die ganze Welt in ein Spital verwandeln möchte.

Das Almosenempfangen ist immer eine Degradation der menschlichen Würde, und wird auch vom Staat mit Recht als solche betrachtet; die Armuth ist nicht, wie der Diakonus Merz es uns einreden möchte, der normale Zustand des Menschen. Ein dauernder Gegenstand des Mitleids zu sein, ist nur für Sclavenseelen erträglich, und für ein wahrhaft edles, freigebornes Gemüth wird selbst die Erzeugung des Mitleids etwas Peinliches haben. Am meisten ist das bei den Frauen der Fall, deren Leben die Apostel der innern Mission eine ganz neue Bestimmung anzuweisen meinen. Es liegt auch darin ein Mißverständniß. Wohl ist es der schöne Beruf des Weibes, zunächst im Kreise ihrer Familie, und was mit demselben zusammenhängt, wo es fehlt, helfend, fördernd, versöhnend einzugreifen; aber in den Hospitälern und Gefängnissen herumzulaufen, in Missionsgesellschaften den Anschein parlamentarischer Thätigkeit zu usurpiren, der ihrem Geschlecht versagt ist, muß wenigstens für ebenso unweiblich gelten, als das so heftig angefochtene Pariser Salonleben. Denn die beständige Beschäftigung mit dem Elend verhärtet das Herz und stumpft es ab. Gott behüte jeden Christenmenschen vor einer Frau, die Tractätchen vertheilt, und die Aufsicht in einem Spital führt!

Die „innere Mission“ hat sich durch den Socialismus verführen lassen, das Gift, welches in schweren Krankheitsfällen als Medicament an seinem Platz ist, zur täglichen Speise der Menschheit machen zu wollen. Spitäler und humanisirte Zuchthäuser sind nur als Ausnahmezustand erträglich. Zudem ist die „Barmherzigkeit“ in ihren Wirkungen höchst eingeschränkt. Die Erfindung eines neuen Industriezweiges, der Tausenden Brod, Arbeit und Selbstständigkeit gibt, die Gründung eines neuen Handelsweges sind tausendmal einflußreicher auf das Glück, die Cultur und die Beredlung der Menschen, als zwanzig „raube Häuser,“ so löblich die Absicht ihrer Gründer, so segensreich im Einzelnen ihre Wirksamkeit sein mag. —

Wenn die modernen Pietisten den Angriff gegen die Ungläubigkeit mit einem Kampf gegen die Sünde und das Elend verbinden, so sehen sich ihre Gegner,

Die Rationalisten, dadurch zu einer ähnlichen, wenn auch entgegengesetzten Thätigkeit angeregt. Schon mehrfach hat man sich die Frage vorgelegt: soll denn der große Einfluß auf das Volk, den die Stellung eines Geistlichen gibt, ohne Sträuben der Partei der Rechtgläubigen und „Frommen“ überlassen bleiben? Und wie hat der Gebildete, der diesen Einfluß nicht aufgeben will, sich mit seinem Gewissen in's Reine zu setzen, wenn er als Priester einer Lehre auftritt, die er in ihren wesentlichen Sätzen nicht mehr anerkennt?

Die Beantwortung dieser Frage hat sich „das Buch Jesu“ zur Aufgabe gesetzt. Es hat sich bemüht, die letzten Resultate aus den beiden großen Werken von David Strauß und der ergänzenden Kritik der Tübinger Schule in einer populären, überstichtlichen Zusammenstellung gleichsam zu einem dogmatischen Handbuch für diejenigen zu bearbeiten, die sich Christen nennen wollen, ohne an die übernatürliche Voraussetzung der Religion zu glauben. — Ein solcher Versuch muß scheitern. Das „Leben Jesu“ und die „Dogmatik“ von Strauß sind wesentlich kritischen Inhalts; sie haben mit Geist und Gelehrsamkeit den Zerfetzungsproceß geschildert, den die theologische, historische und philosophische Kritik der neuern Zeit an der angeblich geschichtlichen Grundlage wie an den Glaubenssätzen unserer Religion ausgeübt hat; sie haben darauf aufmerksam gemacht, daß die mythische und parabolische Seite der Evangelien das Wichtigste an ihnen ist. — Wenn man aber diese Mythen und Parabeln zu einer neuen Dogmatik abrunden will, so übersteht man dabei, daß der Werth von Symbolen aufhört, sobald man weiß, daß es nur Symbole sind. Wenn der Verfasser im ersten Theil seines Werks Alles, was uns in der Geschichte Jesu interessiert, in Mythen auflöst, dann im zweiten Theil das Uebrigbleibende als historischen Fond zusammenstellt, wobei sich die Dürftigkeit und selbst noch die Unsicherheit dieses Restes nicht leugnen läßt; wenn er dann aus einzelnen Lehren, Gleichnissen, Traditionen des Evangeliums eine Art Moralsystem zusammenstellt, das er in jedem populärphilosophischen Compendium besser findet, und schließlich auf die Unterscheidung zwischen dem historischen Jesus und dem symbolischen, idealen Christus den Accent seiner neuen Religion legt — so wird er damit weder das populäre Bewußtsein noch die philosophische Bildung befriedigen, denn das erstere nennt mit Recht Symbole und Mythen, die sich für Wahrheit ausgeben, Lügen; die Philosophie aber lehrt uns, daß aus Zusammenstellung von Sprüchen keine Moral hervorgeht, daß durch Auslassung supranaturalistischer Züge aus Mythen keine Geschichte zu Stande kommt. Eben so gut könnte man Leben und Thaten des großen Herkules beschreiben. Und vor allen Dingen wird das gesunde Rechtsgefühl beleidigt, wenn die entgegengesetzte Behauptung: Christus ist ein Gott, und Christus ist kein Gott, durch die sophistische Vermittlung abgefertigt wird: Christus ist ein göttlicher Mensch, ungefähr wie man sagt, göttliche Rachel, göttliche Fanny Esler, göttlicher Paganini. Noch dazu, nachdem man alle einzelnen Attribute, auf die

sich das Prädicat der Göttlichkeit bei Christus gründete, aus seinem Leben weg-  
demonstrirt hat.

Jene Frage läßt sich wissenschaftlich nicht lösen; der Einzelne muß sie mit  
seinem Gewissen in's Reine bringen. Die Wissenschaft hat andere Dinge zu thun,  
als sich in den innern Conflict eines unreifen Gewissens zu mischen.

Aber soll die Wissenschaft nicht wenigstens vermeiden, dem Gewissen wie  
dem Glauben ein Aergerniß zu geben? Ist es recht von ihr, Illusionen zu  
zerstören, die viele schwache Gemüther glücklich machen? — Diese zu allen Zeiten  
von halben Naturen aufgeregte Frage hat Dersted, dessen Buch über den  
„Geist in der Natur“ wir vor kurzem besprochen haben, zu seiner neuesten Schrift  
Veranlassung gegeben. Die dänischen Pastoren haben sich darüber scandalisirt, daß  
der „Geist“ nicht ein Reich für sich haben, daß er nirgend anders zu finden sein  
solle, als in der Natur; der eine derselben, Bischof Mynster, hat ihn offen  
angeklagt, seine Weltansicht vernichte alle Poesie und alle Religion. — Dersted  
sucht das Gegentheil nachzuweisen.

Unbedingt wird der Beweis nicht zu führen sein. Es gibt Zeiten, wo das  
Ueberwiegen der Naturwissenschaft der Ausübung der Kunst nachtheilig wird, so-  
wohl ihrer Methode als ihres Inhalts wegen. Ein Ueberwiegen der analytischen  
Richtung drängt die Synthese (jede Poesie ist Synthese) in den Hintergrund, und  
die Aufmerksamkeit auf die „exacten“ Verhältnisse der Natur verkümmert den  
Spielraum der Empfindungen. — Andererseits wird die Naturwissenschaft durch  
die Aufklärung, die sie verbreitet, die Freiheit und den Muth des Geistes, die  
erste Grundlage aller schöpferischen Thätigkeit fördern, durch den Reichthum ihres  
Inhalts der Phantasie neue Stoffe zuführen.

Aber die Hauptsache hat Dersted nicht gesagt. Die Wissenschaft hat keinen  
Willen. Was sie erkennt, muß sie erkennen. Sie kann die Erkenntniß der  
Wahrheit nicht vermeiden, und wenn man ihr auch nachweisen könnte, daß die  
Welt darüber zu Grunde ginge. Sie muß es sagen, daß  $2 \times 2 = 4$ , daß das  
Naturgesetz ewig und unwandelbar, daß also Wunder identisch ist mit Sinnlosig-  
keit — sie muß es sagen, und wenn alle Poesie und Religion dadurch getödtet würde.  
Fiat justitia et pereat mundus! im Reich der Wissenschaft ist dieser Satz un-  
umstößlich.

Aber allerdings ist jene Anklage ebenso kindisch als abscheulich. Wir lassen  
unsere dänischen Pastoren bei Seite, weil wir unsere eigene Sache zu vertreten,  
pro ara et focis zu kämpfen haben.

Uns, der jüngern deutschen Philosophie, macht die Reaction den Vorwurf,  
der Humanismus oder die Aufklärung hebe die eigentliche Grundlage aller Poesie  
auf — den Geist der Anbetung, der Liebe, der Verehrung. Es wird uns das  
namentlich von den neufranzösischen Jesuiten in unermülichen Variationen wieder  
aufgetischt. Noch in einer der letzten Nummern der Revue de deux mondes kam

— ich weiß nicht mehr, ob Taillandier oder irgend ein Aehnlicher — mit jenem suffizanten Lächeln, das die Einfalt so gut anzunehmen weiß, darauf zurück. Die Franzosen haben sich erzählen lassen, daß Ludwig Feuerbach den alten Gott abgeschafft und an dessen Stelle einen neuen gesetzt habe, die Menschheit. — Das ist noch nicht weit genug gegangen, meint Taillandier, die Menschheit ist ein Abstractum, das kann man nicht anbeten, jeder Einzelne muß vielmehr sich selber anbeten, wie es der einzige Philosoph der reinen Consequenz, Max Stirner, ganz richtig gelehrt hat. — Ich möchte wissen, wie der Einzelne es machen soll, vor sich selber auf die Knie zu fallen. Er könnte es höchstens vor dem Spiegel, und auch das würde nicht gehen, denn das Spiegelbild folgt in allen Bewegungen seinem Original.

Nicht ersticken will die neue Philosophie das Gefühl der Anbetung des Göttlichen; sie will ihm nur einen Inhalt geben. Der Gott der bleichen Furcht, des abstracten Schreckens ist nicht für den freien Menschen; vor dem unbekanntem Gott wirft nur der Wilde, nur der Barbar sich in den Staub. Nur was wir ehren und lieben, können wir anbeten; nur was wir kennen, ist Gegenstand unserer Liebe und Verehrung.

Vergebens hat man den Inhalt des Göttlichen in der Natur gesucht — Natur im Gegensatz zum Geist, d. h. zum Menschen gebraucht. Von dem Naturgesetz, wie von der Fülle der Naturerscheinungen müssen wir sagen, wie Faust vom Makrokosmos: „Welch Schauspiel! — aber ach, ein Schauspiel nur!“ — Das Erhabene der Natur liegt nicht in der Summe von Steinen, Gasen, Pflanzen, Infusionsthieren, nicht im Gesetz, denn dieses ist nichts für sich, es ist nur eine Abstraction, ebenso wie die Unendlichkeit des Raums und die Unendlichkeit der Bewegung; es liegt im Geiste, den diese Unendlichkeit als Einheit, dieses Gesetz als Leben, dieses Chaos als Totalität anschaut. Die Verehrung vor der Natur gilt der Wissenschaft, die sie erkannt hat, der menschlichen Natur, die diese Erkenntniß in jedem Augenblicke in sich wieder empfindet.

Ueberstiegen wir diese große Entwicklung der Menschheit, die ohne Allwissenheit das Universum Schritt für Schritt durchmisst; ohne Allmacht die sträubende Natur in Fesseln schlägt; die sich selbst gewinnt, indem sie der Gegenstände Herr wird; vereinigen wir diese Macht der Leidenschaft, diese Kraft des Guten und der Liebe, die nicht allein in der Geschichte gewaltet, die noch immer lebendig wirkt und webt, denn in jedem menschlichen Herzen zittert sie nach, in jedem Auge erweckt sie den Strahl der Begeisterung — fassen wir diese, in den Genien der Geschichte sich ausbreitende, aber in der menschlichen Natur allgegenwärtige Kraft des Guten, Wahren und Schönen zu Einem Bilde zusammen —

Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,  
 Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,  
 Nenn's Glück, Herz, Liebe, — Gott!  
 Ich habe keinen Namen  
 Dafür; Gefühl ist Alles! Nam' ist Schall und Rauch,  
 Umnebelnd Himmelsgluth.

J. S.

## Kleine Correspondenzen.

A u s P e s t h.

Den 8. September 1850.

„Der liebe Gott hat für jedes Fieber ein Kraut, für jede Wunde ein Pflaster gegeben,“ sagen bei uns die frommen Mütterchen. Auch uns hat der magyarok Istene (Gott der Magyaren) ein kleines Pflasterchen für unsere große Wunde geschickt, und zwar in Person des Pater Güglaff, der auf seiner Missionsreise auch unsere Hauptstadt besuchte und hier in einem akademischen Vortrag eines chinesischen Volksstammes erwähnte, der in Sprache, Sitten und Körperbau sehr viel Aehnliches mit den Magyaren haben soll. Dieser Volksstamm, der über drei Millionen Menschen zählt, nennt sich den Stamm der Kon ober, und bewohnt eine jener Gegenden des großen himmlischen Reichs, die an die Mongolei grenzen. Also drei Millionen Magyaren leben noch außer Ungarn auf dieser Erde! Erwinnern Sie sich an die Sagen, die sich nach der Katastrophe bei unserm Landvolk verbreiteten, und die Kossuth und Bem mit einer Anzahl von Szitya magyarok (Scythen-Magyaren) heranziehen ließen u. s. w., und Sie werden sich leicht die Luftschlöffer selbst ausmalen können, die sich in einer echt magyarischen Phantasie jetzt erheben müssen. Ein junger Magyar bot sich sogleich an, dem Herrn Güglaff nach China zu folgen, und damit hat Herr Güglaff seinen Zweck erreicht; ob Ungarn aus China einen neuen magyarischen Impfstoff erhalten wird, dafür lassen wir den Gott der Magyaren sorgen. Wenn diese krankhafte Reizbarkeit eines verwundeten Herzens Leben genannt werden kann, so wird man einst auch von den Magyaren sagen können, daß sie im Jahre 1850 gelebt haben; unser wahres geistiges Leben hat sich in die innersten Gemächer der Seele zurückgezogen, und nur außer dem Lande, ja selbst in Wien, wo man die Zuckungen des gefesselten Löwen weniger fürchten zu müssen glaubt, manifestirt sich noch die Kraft des Magyaren in einigen über die Grenzen des Belagerungszustandes reichenden Meinungsäußerungen.

Einige Funken neuen Lebens hat besonders die Brochüre von Somfich: „Das legitime Recht Ungarns und seines Königs“ in unser politisches Hospital geschleudert. Mehrere Mitglieder der vormärzlich-liberalen Partei haben sich den restaurirten oder vielmehr renovirten Altconservativen angeschlossen, und dies reizte einige Vollblutliberale, die sich durch diese Allianz verunreinigt glauben, zu einer heftigen Polemik, die in dem oppositionellen „Wanderer“ und der (wie soll ich sie nennen? also) ebenfalls oppositionellen „Süddeutschen Post“ mit Hartnäckigkeit, aber auch mit Würde geführt